

m Nokr L 59

HERMANN LIETZ

Kein Nachruf

von

Erich Meißner.



1920

Verlag des Land-Waisenheims Veckenstedt a. Harz.

6993
Frt. Grob



Wenn im folgenden Hermann Liez ein
großer Mann genannt wird, so fällt dieses Urteil
kein Irrtum.

Hermann Liez

Kein Nachruf

von

Erich Meißner.

Ducunt volentem fata,
nolentem trahunt.
(Seneca)

1920

Verlag des Land-Waisenheims Veckenstedt a. Harz.

Aut Caesar – aut nihil.

An Stelle einer Vorrede.

Nekrologe geizen nicht mit Ruhmestiteln. So ist denn auch Hermann Lietz anlässlich seines Todes in zahlreichen Zuschriften aus seinem Freundeskreise mit starken Worten gepriesen worden. Doch der Außenstehende glaubt nicht, daß hier mit barer Münze gezahlt werde. Er bringt die übliche Nachrufsverlogenheit in Abzug und behält eine kleine, dürre Tatsache in der Hand: daß ein erfolgreicher Schulmeister, ein echter Idealist in Thüringen gestorben sei. Schulmeister und Idealist, das paßt ja so schön zusammen. Was stört es, daß die Teilnahme, die man beiden bezeugt, eine fühlbare Beimischung der Nichtachtung hat, gleichwie ein Potentat einem pflichttreuen Beamten auf die Schulter klopft mit der jovialen Bemerkung: Famos, mein Lieber, nur so fortgefahren! Die Überzeugung: wir stehen, versteht sich, auf einer anderen Staffel, klingt in solchen Worten mit und braucht gar nicht erst ausgesprochen zu werden. Diese Art Gönnerschaft gilt es von Hermann Lietz fernzuhalten. Lieber falle sein Name völliger Vergessenheit anheim, eher werde sein Grabhügel am Waldesrand inmitten der trauten thüringischen Landschaft ein kaum zu deutendes Erinnerungsmal, als daß eine nicht völlig schlackenlose Hochachtung mit seinem Andenken schalte.

Wenn im folgenden Hermann Ließ ein großer Mann genannt wird, so fällt dieses Urteil kein Jüngerenthusiasmus. Ließ hat im innersten Grunde keine Jünger gehabt, und was sich als Gemeinde um ihn scharte, ist in anderer Weise an ihn und sein Werk gebunden, als es Jüngertum erheischt. In diesen wenigen Blättern ist der Versuch gemacht, bei der Betrachtung des Mannes aus der Perspektive der deutschen Schulreform, der sogenannten Jugendbewegung und aller der engeren Kreise, aus denen seine Tätigkeit erwuchs, herauszutreten, einen möglichst weiten Abstand zu gewinnen, um zu erkennen, in welchem Maße Ließ in das allgemeine Leben der Nation hineinragt. Entschwindet er unserem Blicke, sobald wir die Zufälligkeiten seines Wirkens außer acht lassen, sobald seine engeren Sorgen und Wünsche nicht mehr die unfrigen sind, dann wollen wir auch nicht länger Mißbrauch mit dem Worte Größe treiben. Friedrich II. hat nicht nur Geltung für Politiker und Strategen; wenn Ließ nur zu Schulmännern spricht, dann wäre es unbescheiden, weitere Kreise zu ihm einzuladen.

I.

„Wenn die Deutschen das Wort „Uede“ aussprechen, ist ihnen zumute, als sollten sie mit einem Luftballon aufsteigen“ sagt Schopenhauer verbissen und mit grimmigem Hohn. Der Sarkasmus dieses Wortes wirft einen blendenden Lichtschein auf das weite unfruchtbare Feld, das, von Nebelschwaden unerfreulich belebt, ein wahres Nebelheim altgermanischer Mythologie,

im Gleichnis den Begriff Idealismus verfinnbildlichen könnte. Es versteht sich von selbst, daß hier dieser Begriff in seinem heute gültigen, allgemeinen Sprachgebrauch, in seiner vagen, schillernden Bedeutung, nicht aber in dem hehren Sinne Schillers oder als terminus technicus irgendeines philosophischen Systems gemeint ist. Das Wort „Ideal“ ist die willkommene Scheidemünze — ein Notgeld im echten Sinne — für alles geworden, was in irgendeiner Beziehung sich von den Bedingungen der Wirklichkeit loslöst und, fast möchte ich sagen, aus einem festen Aggregatzustand in einen gasförmigen überzugehen bestrebt ist. Idealisierung = Verdampfung, wenn eine spöttische Fassung erlaubt ist. Wirklichkeitscheu und Wirklichkeitsfremdheit hüllen sich gern in solche Maske. Bedarf es wirklich einer ausdrücklichen Feststellung, daß Liez mit diesem Typus des Idealisten, dem Wolkenreter, nicht das mindeste gemein hat?

Man entsinnt sich des Napoleonauspruches anlässlich der Begegnung des Kaisers mit Goethe in Erfurt, des ehrendsten Urteils vielleicht, das über den deutschen Dichter und Weisen gefällt worden ist und, weil aus diesem Munde, dickleibige Pandekten und Würdigungen aufwiegend, der drei Worte: *voilà un homme!* Schlagender könnte auch der Eindruck, den Hermann Lietz auf jeden Empfänglichen machte, nicht wiedergegeben werden. Gäste oder Schüler, auf beide wirkte er in erster Linie kraft der kernigen Realität, die er war, nicht kraft der Ideale, die er zu vertreten meinte. Wenn er selber mitunter diesen Sachverhalt überfah, wenn er mit

einer stolzen Genugtuung sich rühmte, daß pekuniäre Erfordernisse bei seinen Gründungen ihm stets die geringste Sorge bereitet hätten und den Dank für das gute Gelingen der siegreichen Macht des Ideals zuschob, darf uns das nicht irremachen. So viel ist sicher: wer mit allen Ließschen Idealen ausgerüstet, aber als Persönlichkeit geringen Gewichts und kleinen Ausmaßes nach Ließschem Vorbild den nervus rerum handhaben wollte, würde zur Karrikatur und läße bald auf dem trockenen. Bei ihm wog eine Realität die andere auf: ein granitener Charakter den Sack des Mammon!

Sieht man beim Wort Idealismus von seinem allzu landläufigen, wässerigen, wirklichkeitsscheuen Sinne ab und faßt den Begriff strenger, so kann man doch aus der zweiflerisch-vorsichtigen Zurückhaltung immer noch nicht ganz heraustreten. Beschränken wir unsere Betrachtung auf ein engeres Feld, das der bildenden Kunst! Was bedeutet dort das Auftreten des Ideals? Es ist zunächst gleichbedeutend mit dem Aufkommen ästhetischen Theoretisierens, denn das Ideal verlangt abstrakte Formulierung. „Theoretisieren weist auf ein Stocken der produktiven Kräfte“, in diesem Goethewort erblickt Scheffler mit Recht die zwingende Kraft eines Axioms. Das produktive Schaffen, dem Organismus einer lebendigen Kultur eingegliedert, geht seinen Weg Schritt für Schritt in der Blindheit der Unschuld, des Zieles unbewußt. Ein innerer Zwang lenkt alles Tun in bestimmte Bahnen, eint die zeichnerische Schmuckfreude des Initialenkünstlers mit dem gewaltigen Wollen des Architekten und

läßt in organischem Werden eine einheitliche Kultur, einen Stil erstehen, dem alles Tribut zollt, ohne es zu wollen. Solchen innerlich gebundenen Zeiten stehen als Gegensatz Epochen der Wurzellosigkeit und Freiheit gegenüber. Der treue Mentor ist dem Volk von der Seite gewichen, die gebieterische Macht des unbewußten Stils gebrochen, und die Willkür ersetzt jene fast mystische Einheit von Freiheit und Notwendigkeit, derer sich die Kulturzeitalter erfreuten. Jetzt tritt der helllichtige, bewußte Intellekt in seine Rechte, mit ihm die Forderung, das Programm, das Ideal. Wer die Wahl hat, hat die Qual — nämlich die Qual der Unproduktivität. Programme sind Notstandszeichen. Das Treiben unserer Tage liefert dafür die denkbar reichlichsten Belege. Auf allen Gebieten stellt der emsig schaffende Intellekt seine Kombinationen zusammen, zieht mit kecker Hand sein Fazit und präsentiert ein Postulat. Tausend Möglichkeiten sind gegeben, tausend Ziele gezeigt, und dem allen liegt der Wahn von der Herrscherrolle des bewußten Lebens, des Intellekts zu Grunde. Der Intellekt thront als Gebieter, lenkt das Geschehen, er befiehlt — und die Truppen marschieren. Ach, sie marschieren nicht! Und der sich in der Feldherrenrolle wohlig fühlt, ist in Wahrheit selbst dem Troß eingegliedert und folgt dem Heereswurm, der dem Machtwort einer anderen Gewalt gehorcht. Reiht sich Ließ mit seinem reformatorischen Wollen der bunten, unübersehbaren Reihe der heutigen Wunderdoktoren, von denen jeder mit seinem Rezept die Gebrechen unserer Zeit zu heilen

sich vermißt, ein, hat er nur ein neues Ideal, eine neue Forderung aufgestellt? Es ist sein höchster Ruhmestitel, daß er von dieser Schar beiseite treten kann, ja, darin liegt seine eigentliche Größe.

Lietz war ein Bauernsohn; in allen Arbeiten des Landmannes wohlverfahren, waren ihm diese stets eine seiner liebsten Beschäftigungen. Er stellte diesen Beruf über alle. Als Schüler, von den Pflichten des Gymnasialisten peinlich bedrückt, hegte er lange den Plan, Gärtner zu werden. Der Gärtner ist ein Diener der Natur, er vermag von sich aus nichts. Er schafft mit hegender und wartender Hand den Kräften der Pflanze nur die günstigsten Bedingungen. — In diesem Geist der Demut arbeitete Lietz für die Volks-erneuerung. Sorgen und pflegen, günstige Wachstumsbedingungen schaffen, Kräfte entbinden, darin sah er seine Aufgabe. Auf verbrauchtem Erdreich gedeiht nichts, und aus Saubohnen können keine Lilien sprießen. Für beides ist der Gärtner unverantwortlich und ist sich dessen bewußt. Die Fähigkeit zu wachsen kann kein Erzieher seinem Volke schenken, ein Lebenselixier ihm einflößen zu wollen, ist ein alchimistischer Gedanke, ein programmatisch-intellektueller Wahn. Mit höchster Ehrfurcht sprach Lietz stets von der Freiheit des Einzelnen, einem gewissermaßen heiligen Zentrum jeder Persönlichkeit, das zu verletzen und zu berühren er sich mit ergreifender Sorgfalt hütete. Erwachsenen gegenüber war ihm jede Beeinflussung fatal, und diese Scheu hat ihm bittere Erfahrungen gebracht. Mit ebendem Worte Freiheit deutete er jene innere, schickfahhaft bestimmte

Lebenskraft an, die sich der Einwirkung menschlichen Wollens in derselben Weise entzieht, wie das Samenkorn dem Landmann.

Jeder Reformator ist ein Problem und sich selbst das größte Geheimnis. Erst wenn der geschichtliche Abstand erreicht ist, wird es möglich, das ganze Gewirr der Bedingungen, aus denen er und sein Erfolg erwachsen, einigermaßen zu verstehen. Die Ziele, die ein solcher Mann sich steckte, die Pläne, die er entwarf und verwirklichte, sein eigentliches Tun sind meist von sekundärer Bedeutung, viel wichtiger erscheint die schicksalhafte Macht, die seiner Hand innewohnte und diese zu lenken schien, die Macht, die ihn zum Segenbringer seines Volkes, zum Wendepunkt der Geschichte, d. h. zu einem, der Kräfte entbunden hat, machte. Luthers Tat, sein Kampf mit der Kirche, zieht an sich schon als heroisches Schauspiel die Aufmerksamkeit und Teilnahme an, aber im Vergleich zu den großen Möglichkeiten, die sich daranknüpften, der nordisch - protestantischen Kultur, die seitdem deutsches Geistesleben speist, schrumpft diese Episode zusammen. So fällt auch hier das Große aus der Reichweite des menschlichen Willens, menschlicher Zielsetzung heraus, und das Bewußtsein hiervon kleidet sich bei dem echten Reformator in eine konservative Behutsamkeit, eine vorsichtige Scheu vor dem Radikalismus und der verwaisten Vernunft, in ein demütiges Wissen, daß die wertvollste Frucht seiner Arbeit nicht aus ihm erwächst. Diese Einsicht der Grenze war Ließ eigen. Er war kein Jesuitengeneral — er war ein Gärtner.

II.

Jede Schilderung läuft letzten Endes auf eine Stilisierung hinaus. Das bewegliche, vieldeutige Leben läßt sich nicht in Worte bannen und erscheint im Spiegel des Schrifttums bestenfalls als klarer Schattenriß. Im Bestreben, Ließ von dem Typus des reformatorischen Charlatans zu unterscheiden, der unbekümmert darum, in welche Zeitläufte seine Wenigkeit hineingeschneit ward, einfach erklärt, was werden soll, sind zunächst die passiven Züge dieses Charakters stärker hervorgehoben worden. Billigerweise, wie man hinzufügen darf, denn sie bilden die Grundlage seiner Größe: groß sein heißt Werkzeug sein. Doch außer der spürenden Hand, die vorsichtig tastend nach Berührung mit außerpersönlichen Kräften, die es zu entbinden gilt, trachtet, kennzeichnet den Reformator die eiserne Faust, die derb zupackt und unbarmherzig zertrümmert. Beides, das Wurzeln im Unbewußten und die elementare Wucht, sind Ausdruck der Naturnähe eines solchen Mannes. Ließ war tapfer. Kann es ein ehrenderes Beiwort geben? Er war ein Draufgänger, wie die kennzeichnende, aber wenig schöne Bezeichnung heißt; das Ängstliche, Feige, Verkrochene war ihm zuwider. Wenn er vorhin ein Gärtner genannt wurde, so vergesse man nicht, daß er sich nicht scheute, auch das Gartenmesser zu gebrauchen. Die geilen Triebe einer Pflanze entziehen den fruchttragenden die Kraft und müssen verschnitten werden. Bei der Tomate kann ein Stift diese Aufgabe lösen, bei dem edleren Gewächs des Menschentums aber muß man zur Vorsicht mahnen. Nur keine voreiligen

Chirurgen! Die berufenen Ärzte und Gärtner erkennt man an ihrer Luft zu großer Verantwortung. „Ich hab's gewagt“ ist nicht nur ein Sinnspruch für Huttens Wollen. Die Staude, die Liez innerhalb des schlingpflanzenartigen Gewirres der modernen Seele zu erhalten suchte und behufs deren Stärkung er mit rücksichtsloser Hand andere Triebe stuzte, ist die Willenskraft. Ohne daß Liez sich darüber klar geworden wäre, deckte sich seine reformatorische Absicht in diesem Punkte mit Nießsches tiefer und scharfsinniger Kritik der „décadence“. In das peinvolle Chaos widerstrebender Instinkte kann, wenn es hier überhaupt eine Arznei gibt, nur der Wille Ordnung bringen. Die bewußte Züchtung eines starken Willens kann man als die ultima ratio alternder Kulturen bezeichnen. Man denke an die Stoa, den Sammelpunkt der Männer des niedergehenden Altertums! Die wirklichen Führer des Volkes in solchen kritischen Zeiten, geborene Feldherren, die einzigen, auf deren Geheiß die sinkende Sonne, wie zu Gibeon, noch ein wenig verweilt, sind die Verkünder des starken Willens. Es ist klar: Verzicht, Entfagung, Abwendung von vielem, dessen sich frühere Zeiten noch ungestraft erfreuen durften, werden solcher Lehre und ihren Forderungen einen strengen, wenig einladenden Charakter geben. Enthaltfamkeitsfragen spielen dabei eine große Rolle. Wird es hier klar, mit welcher zwingenden inneren Logik Liez zum Alkoholgegner wurde? Die Beispielpädagogik war nicht die Ursache seiner Abstinenz, sondern nur deren Anlaß. Die anderen, gegensätzlichen kulturellen Strömungen

der Spätzeiten, meist in der Großstadt blühend, die dem Wirrwar der Instinkte frönen und ein buntes, vielfaches, aus tausend Röhren gespeistes Leben zur Entfaltung bringen, sehen mit einer Art Verachtung auf die gewollte Simplicität des „Stoikers“, des Provinzials und Außenseifers, herab. Sie haben von ihrem Standpunkt aus recht: sie wahren die „Tradition“, ein Erbe, dessen Überfülle sie zu ersticken droht, aber weil sie sich nichts über Bord zu werfen getrauen, werden sie bald mit ihren Schätzen erlaufen.

Man gebe dem Wollen des Hermann Ließ, seiner Lebensführung, seiner praktischen Erzieherarbeit durch das verwandte Bild der antiken stoischen Bewegung Widerhall, Verstärkung und Resonanz, so wird ein wichtiger Teil der Wirksamkeit dieses Mannes in das Gesamtbild unserer Zeit treffend eingefügt werden.

III.

Ließ, der Stoiker und paganus, war ein Feind der Großstadt. Großstädtischen Lebensgewohnheiten, großstädtischer Kleidung war er nicht gewogen. Er liebte die Kampfstellung zu diesem ganzen Komplex modernen Lebens und trat nicht aus ihr heraus, war nie geneigt, Zugeständnisse zu machen. Daß er in seinem Denken über die schwerwiegende Frage hinwegzugleiten liebte, inwiefern die Großstadt als grundlegendes, geschichtliches Faktum unserer Zeit in alle Gebiete des nationalen Lebens hineingewoben ist, und in welcher Weise jede künftige Entwicklungsphase diesen Bestandteil unseres gesellschaftlichen Gefüges verarbeiten

müsse, läßt sich nicht leugnen. Er liebte klare Trennungstriche. Die auf seinem Krankenlager entworfenen sozialpolitischen Schriften, denen die Haft ein deutliches Gepräge gab, weisen denn auch rein theoretisch aus diesem Grunde merkliche Lücken auf. Die Problemstellung ist häufig nicht durchdacht, von der Lösung zu schweigen. Aber was besagen im Charakterbilde und der Wirkungssphäre dieses Mannes Auseinandersetzungen der Theorie und des Denkens? Ein billiges Vergnügen bereitet sich der Kritiker, der Liez' Schriften zerpfückt, mangelnde logische Schärfe tadelt und ebenso bequem wie rasch diesen Mann damit zur Strecke gebracht zu haben meint. Ein solcher verpulvert sein schweres Feuer auf eine Scheinbatterie. Wir leben im Zeitalter des Papiers und des Journalismus, das ist wahr, aber deshalb braucht noch nicht jeder sein Herzblut in die Tinte gegossen zu haben.

So sehr Liez auch der Großstadt gram war und in seinem innersten Empfinden ihm schlichte, ländlich-patriarchalische Verhältnisse als die dem Menschen angemessensten erschienen, so unwittert seine Gestalt, wenn man diesen Charakter von einem bestimmten Blickpunkt aus betrachtet, doch durchaus der Geist unserer Tage, der Atem eines Zeitalters gewaltiger Expansion. Liez hatte nichts mit einem Romantiker gemein. Träumerisch-sinniges Wesen, das von dem Trubel und der lärmenden Geschäftigkeit des Marktes angewidert in die Stille der Natur, in einen umhegten Garten der Beschaulichkeit flüchtet, war nicht sein Teil.

Eine ungeheure Arbeitskraft und eine fieberhafte Arbeitsbegier befeelte diesen Mann. Er konnte nicht ruhen. Nicht der Zufall, nicht die Ungunst der Verhältnisse, nicht die Unzuverlässigkeit mancher seiner Mitarbeiter haben ihm jene aufreibende Tätigkeit gebracht, in der sich selbst sein starker Körper rasch verbrauchte, nein, mit innerer Notwendigkeit trieb es ihn in Lebensbedingungen der Unrast und der nie nachlassenden Arbeitsleistung, weil er einen solcherweise umstellten Horizont gebrauchte. Ein bunter Anekdotenschatz wäre hier auszuschütten, um sinnfällig zu illustrieren, in welchem Großstadttempo die Tagesarbeit des Hermann Liez Erledigung fand. Ein unvergeßliches Bild für seine Schüler, wenn er, im Begriff, die Rundreise durch die Heime anzutreten, im letzten Augenblick im Dauerlauf zum Bahnhof eilte, den keuchenden Rechnungsbeamten hinter sich, immer noch Anordnungen über die Schulter treffend.

Kein Zweifel, mit dieser Seite seines Wesens berührte sich Liez mit einem Typus, der ihm sonst sehr fremd war. Liez, der Organifator, ähnelte dem Trustmagnaten.

IV.

In den Lebenserinnerungen von Hermann Liez findet sich eine Stelle, geeignet, den aufmerksamen Leser tief zu ergreifen. Liez berichtet da von den Berliner Wochen und Monaten, die der Gründung seines ersten Heims vorangingen. Sein Tag war von morgens früh bis abends spät besetzt. Er ergänzte Lücken seiner naturwissenschaftlichen Bildung, bereitete sich auf

die Turnlehrerprüfung vor und besuchte Kurse für Hand- und Papparbeiten. Dem hegenden Gedränge dieser Pflichten konnte er nicht die wenigen Stunden der Muße entwinden, die nötig gewesen wären, um einen Werbeaufsatz für die D.L.E.H.-Sache zu schreiben; ein Unfall mußte den Nimmermüden erst zur Strecke bringen und auf das Krankenlager werfen. Die Erzählung hat für dieses Leben symbolische Bedeutung. Wer kann es leugnen? Hier lag für Ließ und sein Schaffen eine Gefahr: der Geist der agora, die Geschäftigkeit, die ihm in unerträglicher Tyrannei die Augenblicke der Sammlung, das tiefe Atemholen zu verwehren und ihm damit ein für seine Aufgabe Unentbehrliches, einfach nicht zu Missendes zu entreißen suchten. Daß Ließ dem begegnete, gilt mir als zweiter Erweis seiner menschlichen Größe, die Gegensätze in sich zu vereinigen und zu bändigen wußte, deren auseinanderstrebender Drang ein durchschnittliches Charaktergefüge zersprengt haben würde.

In den abendlichen Kapellen, den täglichen Versammlungen der ganzen Schulgemeinde am Schlusse des Tages, die er in seinen Schulen zur Gepflogenheit machte und auf die er stets großes Gewicht legte, schuf er sich selbst einen Ort der Sammlung, der seelischen Entspannung, ein Reich der Stille, in das die Hast und Unrast des Tages ausklingen sollte. Und einen kleinen, sehr kennzeichnenden Zug möchte ich diesem Bilde hinzufügen. Ließ pflegte zu Beginn einer Mahlzeit ein Dichterwort zu verlesen und brachte mit einem kaum hörbaren, einmaligen Klang

seiner silbernen Tischglocke stets das durcheinanderschwirrende Reden und Lachen seiner zahlreichen Jungen sofort zur Ruhe. Sie kannten es nicht anders bei ihm und bedurften nicht der gellenden Klingel eines Parlamentspräsidenten. „Dies Glockenzeichen“, sagte ein Freund mit Recht, „versinnbildlicht mir die Fähigkeit des Dr. Ließ, im Kampf auf leise Zeichen zu hören.“

Im letzten Jahrzehnt seines Lebens trat, für den Aufmerkamen deutlich erkennbar, das Bedürfnis nach jenem Zustand des Innenlebens, da die Kräfte in sich gesättigt wie im Gleichgewicht ruhen und kein Verausgaben stattfindet, immer stärker bei ihm hervor. Seine Religiosität verdichtete sich schließlich zu diesem Erlebnis und nahm eine wesentlich andere Färbung an, als in den Jahren zuvor. Männer und Geistesrichtungen, die ihm früher fernlagen, weil das treibende, aktive Element ihnen allzusehr zu fehlen schien, rückten in sein Blickfeld: die deutsche Mystik, die erhabene verehrungswürdige Gestalt des Frankfurter Ordensherrn, Meister Eckehart, Tauler und Comenius, und als Verkörperer verwandten Sinnes der Weise Chinas: Laotse. Hier wird es doppelt und dreifach nötig, schützend vor das hehre Bild des Mannes zu treten, um Mißverständnisse abzuwehren.

Das 20. Jahrhundert erlebt eine „zweite Religiosität“, die mit dem Hexenkessel orientalischer Kulte im späten römischen Imperium in eine bedeutsame Parallele gesetzt werden kann. Das Gegenstück zu Apulejus' goldenem Esel ist für unsere Zeit noch nicht geschrieben; wir er-mangeln wohl nur der geeigneten Feder. Eine Neomystik blüht empor und wuchert an allen

Orten. Mit Begier werden aus der Vergangenheit solche Schriften hervorgefucht, die, dem Organismus einer lebendigen Kultur und dem Schoße einer echten Religiosität entwachsen, nun als Kronzeugen für das künstliche Gebilde einer neuen Verkörperung religiösen Sinnes, in dem sich innere Schwäche und Haltlosigkeit verbergen, dienen sollen. Gerade die genannten Männer und Propheten konnten sich nicht dagegen wehren, heute Mode zu werden. Findet sich Ließ unter den Korybanten der neuen, abendländischen Cybele?

Demut und Zurückhaltung waren auf allen Gebieten Kennzeichen dieses Mannes. Niemals ließ er die Zügel schleifen. Die Kraft einer Skepsis, die sich zu einem „ignoramus-ignorabimus“ bekennt, ohne negativ und zerlegend zu sein, war auch seinem religiösen Empfinden beigemischt. Diesen Zug seines Charakters verstärkte sein Bildungsgang.

Ließ hat die strenge, christliche Dogmatik, die der heutigen Generation meist als Phantom erscheint und an der keiner seine Waffen versuchen wird, als ernst zu nehmenden Gegner kennen gelernt. Mit zäher, gewissenhafter Arbeit hat er in seinen Universitätsjahren die Anschauungen und die Arbeitsmethode der liberalen Theologie sich angeeignet. Eindringlich veranschaulichten dies seine Lebenserinnerungen. Der rationalistisch gefärbte Geist der Freiheit, der in dieser Wissenschaft waltet, ist ihm nicht zugeflogen, er hat ihn nicht erhascht, sondern jener bedeutete für ihn einen Wendepunkt und eine ernstliche Befreiung. Es ehrt Ließ, daß er Zeit

feines Lebens der liberalen Theologie anhing, denn sein Standpunkt in diesen Fragen war erkämpft. Wer will ihm verargen, daß er eine kühle, Voltairianische Skepsis für neue und neueste Weltanschauungen okkultistischer und theosophischer Färbung bewahrte, die, durch keinen Gewissenszwang in ihrer abenteuerlichen Kühnheit gebändigt, nach Ikarusfahrten trachten und häufig weniger von männlich-sittlichem Ernst, als von Stimmung und Laune getragen werden. Ließ war ein Mann, eine Kriegernatur; ein Altweiberfommer konnte nicht die Heimat seiner Seele sein.

V.

Aus den letzten Tagen des Hermann Ließ ist mir eine Erinnerung lebendig, die ein für diesen Mann fast symbolisches Bild bedeutet. Es war einer der letzten Kapellenabende draußen auf der Wiese an der Fahnenstange. Die Fahne sollte gehißt werden, aber die Vorrichtung dazu erwies sich als unvollkommen, und so wurde das schwarz-weiß-rote Tuch über die Bahre des Schwerkranken gebreitet, der so das Treuegelöbniß der neu eingetretenen Schüler entgegennahm. Hermann Ließ und der nationale Gedanke — dem seien in Vorsicht und Zurückhaltung einige Worte gewidmet.

Es ist kein Zufall, daß Ließ einer Bauernfamilie entstammt, vielleicht ist es sogar unmöglich, daß aus der größtstädtischen Bevölkerung, die in allen Schichten mehr oder minder wurzellos ist, ein wahrer Reformator ersteht. Ein festes Wurzeln im heimatlichen Boden bildete eine Grundbedingung seines Wesens und fand in

seinem Gemütsleben als echte, feurige Liebe zur Heimat ein schönes Spiegelbild. Über die Macht und Fülle dieses Gefühls, das in die Tiefe des Menschentums hinabreicht, erscheint jedes Gerede müßig. Wir stehen hier vor etwas schlechthin Primärem, bei dem es keine Kritik und Meinung gibt. Wohl aber haben die Rechte besonnener Prüfung Geltung, wenn zu zeigen ist, in welcher Weise Liez den triebmäßigen Stoff seines vaterländischen Fühlens in gedankliche Formulierungen bannte und eine theoretische Begründung dafür wählte. Dem historischen Betrachter wird es nicht entgehen, daß Liez in diesen Fragen in reifen Jahren eine allmähliche Umstellung vornahm. Zur Zeit der Gründung seiner Heime, in den Jahren, da er im Kreise M. v. Egidys verkehrte, war er Idealist insofern, als unbedingte geistige Werte, denen das Leben zu dienen habe, von ihm anerkannt wurden. Der Begriff Geist steht häufig nicht ganz mit Unrecht im Verdacht, eine „zugedeckte, leere Schüssel“ im Sinne Schopenhauers zu sein. „Geist“, ursprünglich ein Gegenbegriff zu „Leben“ und deshalb wohl etwas blaß anmutend, gibt aber doch nach dem consensus ingeniorum dem Menschendasein die Weihe und ist in seiner gestaltenden Macht durch billigen Spott nicht zu hemmen. Leugnung des Geistes bedeutet ahistorisches Denken. Musterbeispiel: Schopenhauer. — Erfahrungen vielfältigster Art, auch literarische Einflüsse, bewogen Liez später, auf dem Gebiete vaterländischen Denkens mehr und mehr der Anschauung Einräumungen zu machen, für die das Leben als oberster Wert gilt. Ich möchte es

bezweifeln, ob er jemals der grundsätzlichen Bedeutung dieser Änderung sich bewußt geworden ist; er war kein Mann des Theoretisierens, und mit einer wenig wählerischen, in ihrer Bescheidenheit rührenden Raschheit griff er auch häufig zu, wenn ihm gedankliches Mittelgut geboten wurde, und verlagte diesem seine Zustimmung nicht.

Die biologisch-voluntaristische Weltanschauung, der Liez etwa seit 1906 zur geistigen Fassung seines vaterländischen Empfindens Hilfe abborgte, kann man wohl die für das Geistesleben seit Beginn des vorigen Jahrhunderts bedeutsamste und einflußreichste Bewegung nennen. Sie hat in dem vielfältigen Gewoge der Romantik, der Bankrotterklärung der Kultur, ihren Nährboden, durch Schopenhauers gewaltigen Geist ihre metaphysische, durch Darwin ihre naturwissenschaftliche, durch Nietzsche ihre soziologische Formel gefunden. Das sind Gipfel-punkte; es versteht sich, daß diese Strömung auch in flacheren Betten fließt. Die völkische Bewegung unserer Tage ist ihre journalistische Fassung. — Die biologische Weltanschauung krankt an ihrem starren Monismus. Schopenhauers Philosophie mündet in eine Erlösungslehre, eine Inkonsequenz, die der Tiefe dieses Denkers alle Ehre macht. Schon seine ersten Anhänger, brave Leute, stießen sich daran und erkannten den schwachen Punkt des Systems (nicht der Philosophie); zur Erlösung des ureinen Willens hätte es eines zweiten Prinzips bedurft. Schopenhauer hat sich dazu nicht verstanden und den Intellekt trotz seiner Heilandrolle stets als Werkzeug des Willens, diesem entsprossen, auf-

gefaßt. Die Folgerungen dieser Lehre sind in einleuchtender, scharf zugespitzter Weise von Nietzsche gezogen worden. Der im tiefsten Grund „dumme“, von Schopenhauer leidenschaftlich gehaßte Wille wird hier vergöttlicht, alle geistigen Schöpfungen zu Masken des steigenden oder sinkenden Lebens umgedeutet. Bejahung oder Verneinung sind innerhalb solcher Philosophie die tiefsten Formeln, bis zu denen hinabgestiegen werden kann, der Geist wird als unselbständiger Diener des Lebens, die Kunst im innersten Grunde als Aphrodisiakon aufgefaßt. So verständlich gerade in dieser Phase der Geschichte eine solche Weltanschauung ist, so berechtigt ist doch auch eine vom Historischen absehende Kritik.

Hier fehlt die Polarität. Sie fehlt auch durchaus der völkischen Einstellung. Der „Wille“ Schopenhauers, das „Leben“ Nietzsches wird innerhalb des Begriffsarsenals dieser Bewegung zur „Rasse“. Das Nebeneinander der drei Worte zeigt deutlich, daß jenes den Genannten gemeinsame, voluntaristische Prinzip von Stufe zu Stufe auf eine immer schmalere Grundlage gestellt wurde. Bei Schopenhauer ein starkes, religiös gefärbtes Weltgefühl verkörpernd, wird es bei Nietzsche betontermaßen diesseitig und soziologisch gefaßt (Nietzsches Metaphysik ist skizzenhaft und flüchtig), bei den Völkischen verengt es sich zu den einzelnen Trägern des Lebens, den Rassen. Die große Lücke ist allen dreien gemeinsam. Es gibt keine Antwort auf die Frage Wozu?, Warum?, oder, da eine solche Antwort wohl außerhalb des Möglichen liegt —

und nur von Jünglingen zu Sais hartnäckig gefordert wird — es gibt nicht einmal die Berechtigung zu solcher Frage. Sie ist im ganzen Rahmen einer derartigen Weltanschauung das denkbar Ungereimteste. Schopenhauer und Nietzsche haben sie gleichermaßen verspottet, — der eine fand in der Resignation, der andere in einer recht gewalttätigen dionysischen Begeisterung Trost — die Völkischen aber stehen meist auf dem Standpunkt des Herrgotts am siebten Schöpfungstage: „Und Er sah, daß alles gut war“, welche göttliche Zufriedenheit sich in ihrem Falle auf die eigene Rasse bezieht, der als absolutem Wert mit keinem weiteren Wozu? genahet werden darf.

Die Kunst und die „königlichen Denklagen“, die anderen einen Fingerzeig, in welcher Richtung die Antwort auf das „Wozu“ liegt, bedeuten, können im biologischen Weltbild keinen Ehrenplatz finden. Man denke daran, in welchem Maße das Bild bedeutender Männer zusammenschrumpft, sobald man nicht mehr die Träger durch das Leben unbedingter Werte, sondern Manifestationen der Rasse in ihnen erblickt. Die Gestalt Goethes kann hier lehrreich sein. Man lese Bartels. Es ist ein Prüfstein, nicht nur der die eigenen Voraussetzungen überschauenden Klugheit, sondern auch der Ehrlichkeit, in welchen Tönen nach Annahme der biologisch-voluntaristischen Grundeinstellung von Kunst und Erkenntnis geredet wird. Nietzsche in Ehren. Die Völkischen aber —?

Es ist für mich kaum zweifelhaft, daß Hermann Liez hier einer Lehre Gehör schenkte,

die seinem im Innersten nach Unbedingtem strebenden Wesen nicht gemäß war. Freilich hat ihn auch hier seine männliche Zurückhaltung und eine stets gewährte, innere Freiheit davor behütet, der Bewegung mit „Haut und Haaren“ zu verfallen oder sich gar zu den ultras zu gesellen. Jene Männer, die sich in einer ungezügelten Judenheße gefallen, die eine so verblüffende Wesensgleichheit mit dem schmählichen Geist des Berliner Tageblattes offenbart, haben mit Ließ wohl nicht mehr als das Menschenantlitz gemein. Er stand im innersten Grunde der biologischen Weltanschauung fern, was manche seiner Worte auch dagegen besagen mögen. So hat er bezeichnenderweise weder zu Schopenhauer noch zu Nietzsche ein besonderes Verhältnis gefunden und beide Denker nur aus einem wenig angebrachten Streben nach Vollständigkeit in sein Bekenntnisbuch „Gott und Welt“ hineingebracht, wo sie sich denn auch wunderlich genug ausnehmen. Er verleugnete geistige Werte, die über dem Leben stehen, nicht. Seine unbewußten Regungen waren in diesem Punkt feiner, seine Taten klarer und entschiedener, als sein Denken. Auf religiösem, auf philosophischem Gebiet hat er dieser in gutem Sinne idealistischen Überzeugung oft Ausdruck zu geben versucht, um so mehr erscheint die Reinheit und Hoheit dieser Grundeinstellung getrübt durch die voluntaristisch-völkische Begründung, die er seinem vaterländischen Empfinden in späteren Jahren zu geben liebte. Ich würde nicht darauf eingegangen sein, wenn nicht manch eine Äußerung seiner Schriften falsch aus-

gedeutet und das Zeugnis dieses Mannes für Bewegungen beansprucht werden könnte, deren Enge mit seiner Weitherzigkeit und seinem hochgemuten Sinn in keinem Verhältnis steht.

Überzeugungen sind so häufig nur schlecht sitzende Masken. Ist Ließ vielleicht weniger von der Überzeugungskraft der völkischen Theorie, als unbewußt von dem kernigen Menschentum der Jugend, die sich allmählich unter jenem Banner sammelte, angezogen worden? Führte ihn, während er Überlegungen und Verstandeschlüssen zu folgen meinte, ein sokratischer Dämon just in jenes Heerlager, nur weil dort am ehesten Krieger, wie er sie brauchte, Menschen der stolzen Hingabe zu werben waren? Es unterliegt für mich kaum einem Zweifel, daß die völkische Jugend unserer Tage in ihrem Wesen mehr Zukunft trägt, als in ihrer Ideologie, welche letztere dadurch, daß eine im Grunde händlerische politische Agitation ihre Taten auf sie gelegt hat, keineswegs gewinnen konnte. Pegasus im Joche — eine Warnung! Es gibt zu ernstern Sorgen Anlaß, daß es mit Hilfe eines auf Schlagworte und Presselegik reduzierten voluntaristischen Denkens möglich scheint, das starke Wollen der Jugend in den Dienst von Idealen zu zwingen, die keine Prüfung an geistigen Maßstäben, sondern lediglich Bejahung erheischen — letzte Konsequenz aus Schopenhauer und Nietzsche. Möge die Selbstbefinnung von Hermann Ließ hier Schule machen! In den Jahren vor dem Kriege, in denen der Pulsschlag unseres Volkes in der Aus- und Einfuhrbilanz zu bestehen schien, hatte er seine im

Innersten empfundene Abneigung gegen die rein materielle Entwicklung mit Hilfe völkischer Theorie, der eine ableitige, großstadtfeindliche Haltung ja häufig eigen ist, zu begründen versucht. Die Schicksalsstunde unseres Volkes, der Zusammenbruch im Spätherbst 1918, hat es vermocht, Hermann Liez in die ihm ursprüngliche Haltung des Kämpfers für geistige Werte zurückzuzwingen. Im Augenblick der Gefahr braucht jeder seine schärfsten Waffen. Nicht, daß jene rasch geschriebenen Bücher, in denen Liez als Mahner seine Stimme erhob, im einzelnen, in der begrifflichen Durcharbeitung, in ihren Vorschlägen hohen Wert beanspruchen dürften, aber die meistens mit gangbaren ethischen Forderungen umkleidete, nicht klar formulierte Grundeinstellung, die hier zu den Schicksalsfragen unserer Zeit eingenommen wurde, der rein geistige Maßstab in der Hand eines unerschütterten Mannes, dem nach dem Wort des Horaz ein dreifaches Erz die Brust umschirmte, wiegen die Fehler dieser Schriften auf. Man hat in früheren Jahren mit einem nicht gerade von Liebe geleiteten Eifer versucht, das Wesen von Hermann Liez durch Hinweis auf das allen vertraute Klischeebild des politischen Konservativen erschöpfend zu umschreiben. Diese etwas bequeme Einordnung des Reformators in das Gesamtbild unserer Zeit ist nicht haltbar. Was nützt es, Liez, den etwas sperrigen Mann, in die „agrarisches-tellurische“ Ecke zu verweisen, wenn der Ungebärdige zum Verdruss des Festordners plötzlich an anderer Stelle, auf neuer Warte erscheint?

VI.

Ließ war kein homo litteratus, und in seine Schriften ist seine Größe nicht eingegangen. Sie werden das staubige Schicksal finden, dem historischen und pädagogischen Fachinteresse vorbehalten zu sein, ausgenommen zwei schmale Büchlein: „Freseni“ und „Heim der Hoffnung“; das letztere eine Utopie, der Goetheschen pädagogischen Provinz im Wilhelm Meister vergleichbar, mit allen Farben einer zarten, innigen Sehnsucht gemalt, aber doch kernig, mannhaft, feuriger und erdennäher, als der Wunschtraum des greisen Dichters, das andere ein Freundschaftsdenkmal edelster Art.

Freseni gibt einen Begriff davon, mit welcher behutsamen, scheuen Vorsicht Liëz die sich ihm anvertrauende Seele eines heranwachsenden Menschen in seine Obhut nahm. Bei den Kleinen, seinen Ilfenburger Freunden, da ging er eher ins Zeug. Da meinte er mit gutem Recht, führen und anleiten zu müssen, als lebendiger Mittelpunkt aller Antriebe stand er da im Leben des Heims, seine sprühende Lebenskraft teilte sich jedem mit, und die ganze Munterkeit zehnjähriger Jungen schien in ihm Spiegelbild, Verkörperung und Steigerung gefunden zu haben. Aber sowie die erwachende Persönlichkeit eines jungen Menschen in ersten Anzeichen sich kundtat, die Spuren beginnender Reife sich zeigten, machte sich Liëz mehr Zurückhaltung und Behutsamkeit zur Pflicht. Nicht, daß er sich in einem bequemen *laissez faire* gebettet und behaglich zugeseht hätte, was da alles sich entwickeln, sprießen und keimen werde, Kritik und Ehrfurcht verbanden

sich nun in seinem beobachtenden Blick. Darin zeigte sich eben die angeborene, unnachahmliche Begabung des Erziehers und Reformators, die sich nicht beibringen und nicht in zu überliefernde Formeln bannen läßt, daß er, von rationaler Tyrannei weit entfernt, die allem Lebendigen innewohnenden Gesetze als erste Größe seiner Rechnung anerkannte und doch nicht alles laufen ließ, wie es eben wollte.

Die Selbständigkeit und innere Freiheit, die er jedem Menschenkind zu wahren wünschte, vertrug sich deshalb sehr wohl mit enger Bindung an den Führer, weil die empfänglichen Jungen spüren mußten, daß nicht gleichgültige Kälte, sondern gerade im Gegenteil Teilnahme und Liebe, der Hochachtung das Gleichgewicht haltend, ihren Meister einen Abstand von ihnen suchen ließ. Ich glaube es zu wissen, mit welchem bewußten Willen ließ gerade diese schwere, selbstlose Stellung zu seinen Jungen eingenommen hat. Wer nicht am grammatikalischen Verständnis ein frohes Genügen findet, wird die Stellen im Freseni, die jenen echten, erzieherischen Verzicht durchschimmern lassen, mit Bewegung lesen. Es ziemt uns, diese Selbstaufopferung und Bescheidung tief zu verehren, aber nicht, darüber zu schwagen.

Freilich, ältere Schüler, von ausgeprägter Selbständigkeit, entglitten mitunter seiner Hand. Zumal, wenn deren Entwicklung Bahnen beschritt, die ihm ferne lagen, wenn sie in einseitiger Weise zum Intellektuell-Ästhetischen sich wandten, dann ging seine Zurückhaltung wohl manchmal zu weit. Oder täusche ich mich?

War seine Beeinflussung auch in solchen Fällen vorhanden, nur derart, daß er dem jungen Menschen im Augenblick fernrückte, um ihm in späterer Zeit wieder desto näher zu sein?

Ein Moralprediger kann bei der Jugend nicht verfangen, und wer auf Kothurnen stelzen will, darf sie nicht als Zuschauer laden. Eine starke Lebensfreude war Ließ stets eigen, ja, eine jugendhafte Ausgelassenheit, ein fröhlicher Leichtsin, der ansteckender wirkte als eine Epidemie, konnte sich seiner bemächtigen. Jeder Mensch sollte sich die Gefährten seines Lebens, mit denen zusammen er am herzlichsten gelacht hat und aus tiefster Seele fröhlich war, dankbar merken, denn es sind seine Wohltäter gewesen. Solche starke Freude, solch beseligendes, dabei nach Taten drängendes Glücksgefühl, wie es die Freundschaft vermittelt, sind wahrlich von einem anderen inneren Range als manche der „heiligsten Güter“, die in schaler Erhabenheit prangen. Gutmütiger Spott, Schabernack, Schalkstuten, das alles fand Aufnahme und volles Verständnis bei Hermann Ließ. Und lange Gesichter der Mitarbeiter waren häufig das Echo für solches den losen Vögeln gewährte Asylrecht.

Es war schon gesagt worden, daß Ließ zu Erwachsenen, zumal den Helfern an seinem Werk, sehr selten eine erspriessliche Einstellung fand. Es kam eigentlich nie zu einer engeren Fühlungnahme, weil von seiner Seite fast nichts dazu geschah. Die Scheu, auf „fertige“ Menschen zu wirken, sprach mit, diente ihm aber, wie ich vermuten muß, wohl mehr als Vorwand, um sein geringes Interesse, seine mangelnde Teilnahme

vor sich selbst zu rechtfertigen. Wo Jugend war, da schien ihm verholztes Menschentum von geringerem Belang zu sein!

Da sich somit eine Oligarchie nicht bilden wollte, so mußte es denn eine Königsherrschaft sein. Ließ hat in der Tat wie ein absoluter Herrscher über der Schar seiner Mitarbeiter gethront und sich despotischer Launen nicht immer entschlagen. Eine starke autokratische Begier lebte in ihm. Sein Wesen trug königliche Züge, es ist kein verächtlicher Mißbrauch hehrer Worte, das zu sagen. Seine Lust am Schaffen, am Entstehen, besonders seine Freude am Bauen betätigte er nach Art eines Herrschers. Die Jahre der Bauleidenschaft in Haubinda werden jedem, der Zeuge dieses frischen, verjüngenden Geistes war, der damals alle ergriff, in dankbarer Erinnerung stehen. Dr. Ließ und sein Künstler, Meister Rudolf André, umgeben von einem Schwarm Werkmeister, ein unvergeßliches Bild!

Besonders während seiner letzten Jahre, als ihn die Krankheit bereits behinderte und häufig ans Lager fesselte, hob ihn eine fürstlich gebietende Haltung, die ihm auch auf der Tragbahre, ja bis in seine letzten Stunden hinein, eigen war, immer mehr in die kühle Region einer hoheitsvollen Autorität, so daß auch die Schüler den lieben, kameradschaftlichen Ton der früheren Jahre nur schwer noch fanden.

Auch dieser Zug seines Charakterbildes ist von dem ganzen seelischen Gefüge dieses Mannes, seiner menschlichen Größe bedingt und dadurch verständlich: nur im Prophetentraum lagert der Löwe bei den Lämmlein.

VII.

Die schlanke Gestalt des jugendlichen Menschen wird heutzutage von einem großen Schwarm zudringlicher Makler umdrängt. Wir dürfen die fernem, sagenhaften Zeiten beneiden, in denen der Mythos von Herakles am Scheidewege entstand und Geltung hatte und nur zwei Gewalten, zu weiblichen Allegorien verkörpert, sich um den Jungen rissen. Heute sind deren erheblich mehr. Die einen versuchen, die Seele der Jugend mit Lautenklängen zu einer Innerlichkeit im Ludwig-Richter-Stil, zur Volksliedromantik und billigen Frömmigkeit zu verlocken, den edlen jugendlichen Drang nach Freiheit, wie er sich z. B. in der ursprünglichen, hochbedeutfamen und wertvollen Wandervogelbewegung verkörperte, durch unzulängliche geistige Formgebung entwürdigend. Andere, angeblich vorwärtsstürmende Eroberer, die Zukunft in Händen tragend, in Wahrheit arme Narren, abseits im Kreise laufend, wollen den Schwung der Jugend für ihre krampfhaften, willkürlichen Kulturprogramme bolschewistischer und expressionistischer Färbung benutzen. Selbst die bis ins Mark verrotteten politischen Parteien entblöden sich nicht, um die nachfolgende Generation zu werben, im richtigen Bewußtsein allerdings, daß die „Sünden der Väter“ getilgt werden müssen. Soll uns die Schmach und das Elend einer politisierten, deutsch-nationalen, deutsch-demokratischen, sozialdemokratischen, unabhängigen Jugend nicht erspart bleiben? Wäre das nicht gleichbedeutend mit einer Verewigung unserer Schwäche und inneren Haltlosigkeit?

Man sieht, es gibt viele, nur zu viele Möglichkeiten für die Jugend. Aber ist es in anderen Zeiten denn anders gewesen? Man täusche sich nicht. Die Geschichte gibt stets ein künstlerisches, vereinfachtes Bild. Meist wird nur der von ihr genannt, der recht behalten hat und dessen Weg zum Ziele führte. Daß es aber einst auch einen Kreuzweg gab und heftigen Disput und Geschrei der Unmaßgeblichen darüber, welcher Pfad einzuschlagen sei, das wird von ihr verschwiegen oder nur angedeutet. Man denke an Bismarck, von dem uns nur 40 Jahre trennen. Der große Mann, der geborene Führer hört deutlich in schicksalsschweren Augenblicken der Geschichte, d. h. in Augenblicken, in denen eine Wahl getroffen wird, eine mahnende und anfeuernde Stimme, einen Dämon, der ihm anzeigt, was wurzellos und willkürlich, was zukunftsverheißend und notwendig ist. Der Verstand, die Schlüsse der Logik können ihn zu solcher Einsicht nicht führen. Die Versuche, die Berechtigung einer Bewegung zu beweisen, und Gegner mit Verstandesgründen auszuräuchern, sind ebenso unberechtigt, wie plebejisch. Die Zukunft erst wird es weisen. „Jeder Ausgang ist ein Gottesurteil.“ Einsteilen aber muß es jedem unbenommen bleiben, auf der Hafenumauer zu sitzen und krähend nach dem Horizont zu spähen. Wenn der Dämon somit in der verstandesmäßigen Erwägung seinen Sitz nicht hat, worin denn dann? Im Instinkt? Hier ist Vorsicht geboten. Instinkt ist meistens ein Deckwort für Erkenntnislücken. Es versiegelt mit einer populären Petschaft ein Geheimnis. Es deutet die ehrfurchtgebietende

Tatsache nur an, daß außerpersönliche Kräfte mit zwingender Wucht in das wache Bewußtsein hineinreichen, der Willkür deselben sich entziehend. Wer kann sagen, ob diese Mächte, wie die voluntaristisch-biologische Weltanschauung meint, im blinden Willen Schopenhauerscher Terminologie oder im „Geiste“ wurzeln? Hat Illo recht mit seiner Mahnung: „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne“ oder Wallenstein? Die Frage tut hier nichts zur Sache. Gleichgültig ist, aus welcher Quelle sich die prachtvolle Ziel-sicherheit des großen Mannes und Führers speist, wichtig ist nur ihre Anerkennung.

Ich würde diese Blätter nicht geschrieben haben ohne die Überzeugung, daß Hermann Ließ in diesem bedeutamen Sinne ein Reformator unserer Zeit gewesen ist, ein Mann, mit den schicksalhaften Kräften verbunden, die die Zukunft tragen. Er war ein Schweigamer, und was er aussprach und formulierte, erschöpft ihn nicht. Den Belanglosen, die an den Straßenecken predigen und durch nimmermüde Redemühlen um Gefolgschaft werben, ist er nicht zuzurechnen. Der Typus Mensch, dessen Verwirklichung durch die Tat, nicht durch „Literatur“ er erstrebte, ist hart, tapfer, soldatisch, entsagend. Ließ hat ihn nicht geschaffen, dann wäre es ein vergängliches Gebilde der Willkür, er hat ihn erblickt. Bis zu dieser Grenzscheide, in Platos Sprache bis zu dem Schauen des Urbilds, reicht seine Passivität, hier setzt dann sein erzieherisches Wollen, seine Aktivität, ein. Diesem Typus zum Siege zu helfen, was ihm an Instinkten, an Wünschen, an seelischen Resten aus anderen, vergangenen Daseinsbedin-

gungen entgegenstand, zu unterdrücken, galt sein Bemühen. Zuerst erzog er sich selbst. Mit ungeheuerem Ernst hat dieser Mann an seinem Charakter gestaltet und ihn immer mehr zu der ersehnten Straffheit, Herbheit und Männlichkeit hinaufzusteigern gewußt. Es lebten freilich auch andere Züge in ihm. Aber er bannte sie in seelische Winkel, wo sie jeden bestimmenden Einfluß verloren und den Kernpunkt seines Wollens nicht mehr berühren konnten. So fristete z. B. eine unfruchtbare Sentimentalität in seinem Kunstgeschmack ein für sein Gesamtgefüge unmaßgebliches Dasein. Derlei war ausgeschaltet, wenn das Innerste von Hermann Ließ in Frage kam. Wer ihn dann erprobte, stieß auf Stahl.

Die Zeit ist aus den Fugen, und alle möglichen versuchen, zu leimen. Es wäre schmerzliche Kraft- und Zeitvergeudung, wenn die kommenden Generationen, die helfen müssen und helfen werden, von ihrer eigentlichen strengen Aufgabe erst abgelenkt und sich zunächst an die Rockschöße von Quacksalbern hängen würden.

Es scheint mir eine entscheidungsbange Frage, ob die Jugend aus dem Lärm der vielen Kindertrompeten den Tubaton heraushören wird.